

11.

König Ludwig der Sechszehnte.

Der vierzehnte Juli war mit seinen fürchterlichen Ereignissen über Paris hereingebrochen. Die Revolution hatte zum ersten Male den Krater geöffnet, welcher schon so lange seine unterirdischen Donner hatte ertönen lassen, und von dessen innern Stürmen der Boden von Paris schon so lange erzittert war. Die glühenden Lavaströme der Aufruhrs, der Empörung, des Mordes waren aus ihm hervorgezogen, hatten ganz Paris übersutet, und vor ihnen hatte die Besonnenheit, die Vernunft, die Treue selbst die Flucht ergriffen.

Das Volk hatte mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt, den Gouverneur ermordet, und zum ersten Male war durch die Straßen von Paris der Schreckensruf: „An die Laterne!“ erschollen, zum ersten Male hatten die eisernen Arme der Laternenpfähle sich in Galgen verwandelt, an welche man diejenigen aufknüpfte, welche die Volksjustiz für schuldig erklärte.

Bis nach Versailles hin waren indessen die Lavaströme der Revolution noch nicht gestluthet.

In dem Schlosse zu Versailles war am Abend des 14. Juli eine frühe Ruhe und Stille eingetreten, nachdem den ganzen Tag über in den Gemächern des Königs und der Königin die größten Beängstigungen geherrscht und ein Entschluß gegen den andern qualvoll gekämpft hatte.

Marie Antoinette hatte sich frühzeitig in ihre Gemächer zurückgezogen. Auch der König hatte sich zur Ruhe begeben und war auf seinem Lager sogleich in einen tiefen Schlummer versunken. Kaum aber hatte er einige Stunden geruht, als er an seinem Bette etwas rauschen hörte, was offenbar mit der Absicht, ihn zu wecken, geschah. Der König erkannte seinen Kammerdiener, der, mit den Zeichen der größten Unruhe und Bestürzung in seinem Gesicht, den Herzog von Liancourt, Grandmaitre de la garderobe Seiner Majestät, anmeldete, der im Vorzimmer erschienen sei und Zutritt zu dem König in einer dringenden, unaufschiebbaren Angelegenheit begehrte.

Ludwig schrak einen Augenblick zusammen und sann nach. Dann aber erhob er sich mit einer raschen und energischen Bewegung von seinem Lager, und befahl dem Kammerdiener, ihn sofort anzukleiden. Nachdem dies mit großer Eile geschehen war, ließ der König den Herzog von Liancourt in das anstößende Zimmer eintreten, wo er ihn empfangen wollte.

Als der König jetzt in der äußersten Spannung heraustrat, sah er den Herzog, dessen große Ergebenheit für die Person Ludwigs XVI. bekannt war, mit blei-

chem, verstörtem Gesicht und zitternden Gliedern vor sich stehen.

„Was ist vorgefallen, mein Freund?“ fragte der König in athemloser Hast.

„Sire,“ entgegnete der Herzog von Liancourt mit gedämpfter Stimme, „im Vertrauen auf mein Amt, welches mir den nächsten Zutritt zu Ihrer Majestät gestattet, habe ich es übernommen, eine Kunde zu überbringen, die jetzt so bestätigt eingetroffen, und die so bedeutend und schreckensvoll ist, daß es ein Frevel wäre, das Geschehene noch länger Ihrer Entscheidung entziehen zu wollen.“

„Sie sprechen von den Ereignissen in der Hauptstadt?“ fragte der König leise zurückbeugend.

„Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät noch nicht benachrichtigt wären,“ fuhr der Herzog fort. „Und doch hat sich im Laufe des gestrigen Tages das Entschlüssete in Paris zugezogen. Das General-Commando der Armee hat es nicht gewagt, Eurer Majestät und Ihrem Cabinet irgend einen Bericht zu erstatten. Daß das aufrührerische Volk mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt und erobert hat, wußte man hier in Versailles gestern bei Anbruch der Nacht. Soeben aber empfangen ich einen Courier aus Paris, und diese Nachrichten bewahrheiten sich im schrecklichsten Umfange. Sire, ich hielt mich als getreuer Diener der Krone für verpflichtet, das Schweigen zu brechen, welches Ew. Majestät bisher gehindert hat, klar zu sehen und nach dieser Klarheit zu handeln. In Paris ist nicht nur die Bastille vom Volke gestürmt worden, sondern es haben auch wahrhaft schauderhafte Verbrechen und Mordthaten stattgefunden. Die blutigen Köpfe von Delauney und Flesselles wurden von rasenden Volkshaufen auf Piken durch die Stadt getragen. Ein Theil der Besatzung der Bastille ist jämmerlich niedergemetzelt worden. Mehrere der ehrwürdigen Invaliden, welche die Festung behüteten, hat man an den Laternenpfählen aufgehängt gefunden. Auch in den übrigen Regimenten hat der Treubruch einzubringen begonnen. Das kampffertige Volk, welches in den Straßen von Paris lagert, wird auf zweihunderttausend Köpfe geschätzt. Man befürchtet noch in dieser Nacht eine Gewalterhebung der ganzen Bevölkerung von Paris!“

Der König hatte aufrechtstehend in einem stummen und trüben Hinbrüten zugehört. Sein Gesicht war bleich geworden, aber seine Miene erschien ganz unbeweglich wie seine Gestalt. „Das ist also eine Revolte!“ sagte Ludwig XVI. nach einer Pause, wie aus einem tiefen Nachdenken plötzlich erwachend.

„Mein Sire,“ erwiderte der Herzog lebhaft, „das ist eine Revolution!“

„Die Königin hat Recht gehabt,“ sagte der Monarch dann leise zu sich selbst. „Und jetzt würden

schon Meeresströme von Blut nötig sein, um das herangewachsene Unheil zu bedecken. Aber mein Entschluß ist gefaßt. Es soll das Blut der Franzosen nicht vergossen werden.

„Sire,“ rief Liancourt mit einer feierlichen Bewegung, „das Heil Frankreichs und der königlichen Familie liegt in diesem Ausspruch Eurer Majestät. Ich darf und muß freimüthig ein in dieser Stunde. Die größte Gefahr ist die, wenn Ew. Majestät den treulosen Rathschlägen Ihrer Minister folgen. Wie segne ich diesen Augenblick, der mir vergönnt, Eurer Majestät allein gegenüber zu stehen, und ausschließlich an Ew. Majestät eigenes Urtheil und an Ihr Herz mich wenden zu dürfen. Sire, der Geist der aufrührerischen Hauptstadt wird reizende und ungeheure Fortschritte machen. Ich beschwöre Sie, erscheinen Sie noch heute in der Nationalversammlung, und sprechen Sie das Wort des Friedens in derselben aus. Ihr Erscheinen wird Wunder thun, es wird die Parteien entwaffnen und unsere Versammlung zur treuesten Bundesgenossin der Krone machen.“

Der König sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. Das edle, jugendliche Feuer, in welches der würdige Herzog gerathen war, schien für den König etwas Mührendes zu haben. Er reichte ihm die Hand und drückte dieselbe innig in der seinigen. Dann sagte er sanft: „Ihr seid selbst eins der einflussreichsten Mitglieder dieser Nationalversammlung, Herr Herzog. Können Ihr mir Euer Wort geben, daß mein persönliches Erscheinen so angesehen werden wird, wie ich im Interesse der Krone und zum Wohle Frankreichs wünschen muß?“

In diesem Augenblick drang der erste Strahl des sonnig aufgehenden Morgens in das Gemach und überstrahlte das erleuchtete Kerzenlicht, welches bisher in demselben geherrscht hatte.

„Die Versammlung sehnt sich jeden Tag und jede Stunde nach dem Friedenswort Ew. Majestät,“ rief Liancourt. „Die Zweifel und Unruhen, in denen die Nationalversammlung täglich mehr zerfällt, sind nicht mehr anders zu lösen, als vor dem gnädigen Angesicht Ew. Majestät. Lassen Sie dasselbe heute noch über die Versammlung aufgehen! Die heutige Morgenstimmung, die in einigen Stunden beginnt, dürfte bereits die schlimmsten Wendungen nehmen, Sire, wenn Sie nicht diesen rettenden Schritt thun.“

Eben öffnete sich das Gemach, und Monsieur trat zugleich mit dem Grafen Artois, ein. Beide Brüder des Königs schienen in der heftigsten Bewegung zu sein. Aus ihren Mienen und Gebärden konnte man entnehmen, daß die Nachrichten des Herzogs von Liancourt bereits im Schlosse von Versailles bekannt geworden waren.

Liancourt näherte sich sogleich dem Grafen von Artois, und rief ihm mit dem entschiedensten Tone zu:

„Prinz! Ihr Haupt ist von dem Volke in die Mäht erklärt! Ich habe mit meinen eigenen Augen den Anschlagzettel gelesen, der diese fürchterliche Proscription ausspricht!“

Der Prinz schrak bei diesen Worten auf das Festigste zusammen, und blieb betroffen in der Mitte des Gemaches stehen.

„Es ist gut, wenn das Volk so denkt!“ sagte er dann, sich fassend. „Ich bin, wie das Volk, für den offenen Krieg. Es will meinen Kopf und mich verlangt nach seinen Köpfen. Warum schießen wir nicht? Eine feste Politik, keine Zugeständnisse an die sogenannte Freiheitsideen; gut bediente Kanonen! Das allein kann uns retten!“

„Seine Majestät der König hat andere Beschlüsse gefaßt!“ sagte der Herzog von Liancourt, sich tief gegen den König verneigend, der mit übereinander geschlagenen Armen ruhig da stand.

„Ich bitte meine Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, mich heute Morgen in die Versammlung der Generalstände zu begleiten!“ sagte der König mit einem festen Ton. „Ich will mich dorthin begeben, um der Versammlung die von mir beschlossene Zurückziehung meiner Truppen anzukündigen. Damit werde ich ihr meinen entschiedenen Willen kund thun, sie das Werk ihrer Beratungen in Frieden vollenden zu lassen, denn ich habe keinen höheren Zweck, als durch sie über den Willen der Nation klar zu werden.“

Der Graf von Artois trat entsetzt einen Schritt zurück. Auf seinem lebhaften, leichtfertigen Gesicht blickte der scharfe, satyrische Zug hervor, der dem Charakter des Prinzen besonders eigen war. Anders stellte sich Monsieur da, der nach den Worten des Königs sich demselben rasch genähert hatte, um ihm zustimmend und mit freundlicher Befräftigung die Hand zu drücken.

In diesem Moment wurde die Thür des Gemachs geöffnet, und die Königin Marie Antoinette, in Begleitung von mehreren Personen, die zu ihrer vertrauten Umgebung gehörten, trat in sichtlich Aufregung ein.

„Ew. Majestät wissen, was geschehen ist?“ fragte sie den König mit bleichem Gesichte und Thränen in den Augen, indem sie ungestüm seine Hand ergriff.

„Es wird Alles wieder gut werden,“ sagte der König mit sanfter Würde. „Es wird uns das schon helfen, daß wir uns bis jetzt noch nichts vorzuwerfen haben. Mein Entschluß ist, heut selbst in die Nationalversammlung zu gehen, und ihr ein Zeichen meines persönlichen Vertrauens zu geben, indem ich ihr die Zurückziehung meiner Truppen aus Paris und Versailles ankündige.“

Die Königin blickte ihren Gemahl mit dem höchsten Erstaunen an. Dann ließ sie wie erstarrt seine Hand

fahren, und stand, das schöne Haupt in ihre Hand gestützt, mit einem tiefen, schmerzlichen Ausdruck da.

„Ew. Majestät stempeln dadurch die Revolution zu einer unwiderrücklichen Thatsache,“ sagte sie dann, indem sie langsam die Augen zu ihm aufschlug. „Und es betrübt mich, Sire, daß Sie noch wieder den Fuß in eine Versammlung setzen wollen, zu deren Mitgliedern so viele abscheuliche und feindselige Menschen gehören, und an welcher der im vorigen Monat gefasste Beschluß, sie aufzulösen, längst hätte ausgeführt werden müssen!“

„Sollte die Versammlung in der That so viele abscheuliche Mitglieder haben?“ fragte der König mit seinem gutmüthigen Lächeln. „Ich sehe aber auch hier zwei höchst lebenswürdige Mitglieder dieser Versammlung vor mir, deren Anblick mir wahrhaft Muth macht, dort einzutreten. Da ist mein alter, treuer Freund, der Herzog von Liancourt, und im Gefolge Eurer Majestät selbst der würdige Graf de la Marck, den ich herzlich willkommen heiße. Nicht wahr, Herr Graf de la Marck, ich darf auf einiges Wohlwollen bei Ihren Kollegen in der Nationalversammlung rechnen?“ fragte der König mit einem lebenswürdigen Ausdruck.

„Sire,“ erwiderte der Graf mit seiner vollendeten Hofmannsmanier, „ich kenne in der hundert zusammengeführten Versammlung doch keinen einzigen, der fähig wäre, dem unmittelbaren Wort des Monarchen und der darin gespendeten Gnade sein Herz zu verschließen. Der Adel, auf dessen Seite ich sitze, wird sich dadurch in seiner Treue bestätigt finden, die Geistlichkeit wird Gott danken für die Offenbarung der königlichen Autorität, die den Frieden bringt und der Tiers-Etat wird sich überrascht eingestehen müssen, daß alles Heil nur aus den Händen der Monarchen kommt.“

Der König lächelte und nickte dem Grafen freundlich zu. „Mich dünkt,“ sagte er, „die Zeit naht heran, wo wir uns in die Versammlung begeben werden. Die königlichen Hoheiten, der Graf Provence und der Graf von Artois, wollen mich begleiten. Ich beauftrage den Herzog von Liancourt, sich vorher in den Saal der Menus zu begeben, und der Versammlung unmittelbar nach der Eröffnung der Sitzung anzuzeigen, daß wir sofort in Person dort erscheinen werden.“

Der König entließ darauf sämtliche Anwesende. Die Königin nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, der ihrer ungemein bewegten Stimmung entsprach. Sie hatte ihren königlichen Gemahl noch nie in einer so unterschiedenen und zuversichtlichen Haltung gesehen, und fast hätte sich bei seinem Anblick ein neues Vertrauen in ihre bewegte Brust geschlichen. Aber in demselben Augenblick drangen schon wieder alle Zweifel und Sorgen dazwischen, und traurig, mit gesenktem Haupt, begab sich die Königin von dannen.

In der früh eröffneten Sitzung der National-Versammlung hatten inzwischen schon stürmische Verhandlungen über die neuen Schritte, welche man bei dem Monarchen unternehmen wollte, begonnen.

Graf Mirabeau hatte eben in flammenden Worten über das Fest, welches der König den fremden Regimenten gegeben, sein Anathem gesprochen, als der Herzog von Liancourt, der in demselben Augenblick in den Saal getreten war, an die Rednerbühne herantrat, und sich auf eine Stufe derselben stellend, verkündigte, daß der König im Begriff stehe, sich in die Versammlung herzubeben.

Das höchste Erstaunen, dem bald darauf die größte Unruhe folgte, drückte sich bei dieser Nachricht auf allen Seiten in der Versammlung aus. Man sprang zuerst von den Plätzen empor und trennte sich in einzelne Gruppen, die dann umherstanden, um sich über dieses unerwartete Ereigniß auszusprechen, und im Voraus zu verständigigen. Man berieth in lauten, heftigen Reden darüber, welche Aufnahme man dem König in der National-Versammlung bereiten wolle, als Mirabeau wieder auf die Tribüne sprang und mit seiner, jedes andere Geräusch übertönenden Stimme rief: „Ein düsterer, stiller Respekt sei der einzige Empfang, den wir dem Monarchen sollen. In einem Moment des allgemeinen Schmerzes ist das Schweigen die wahre Lection der Könige!“

Ein mächtig erschallender Bravoruf begleitete diese Aeußerung, die bei allen Parteien der Versammlung den tiefsten Eindruck zu machen schien.

Unter diesem noch nicht beendigten Getöse trat der König, begleitet von Monsieur und dem Grafen von Artois, aber sonst ohne jedes andere Gefolge, in den Saal. Sein Erscheinen wirkte, ohngeachtet aller vorangegangenen Berechnungen und Verabredungen der Parteien, in diesem Augenblicke gleichwohl so hinreißend, daß, sobald man ihn erblickte, viele und oft wiederholte Rufe: „Es lebe der König!“ in der Wölbung des Saales wiederhallten.

Der Monarch stand in der Mitte der Versammlung, in einfacher, schlichter Haltung, mit entblößtem Haupte da. Einen Fauteuil, welchen man für ihn auf eine Estrade geschoben, benutzte er nicht, sondern blieb aufrecht stehen, ohne jedes Ceremoniell, indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub.

Als er gleich zu Anfang sagte, daß der Chef der Nation, wie er sich nannte, sich mit Vertrauen in die Mitte ihrer Repräsentanten begeben, um ihnen seinen Schmerz über das Vorgefallene zu bezeugen, und sie zur Auffindung von Mitteln für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung aufzufordern, kündigte sich fast auf allen Gesichtern eine befriedigte Stimmung an.

Mit einem leisen, fast demüthigen Wesen ging der

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Comte de Mirabeau. Vol. II. 301.

König dann auf die ausgesprengten Verdächtigungen ein, daß die Personen der Abgeordneten nicht sicher wären. Mit dem Tone eines redlichen Bürgers verwies er auf seinen „bekannten Charakter,“ der es überflüssig mache, einen so frevelhaften Verdacht zu entkräften. „Ach!“ rief er aus, „ich bin es ja, der sich Euch anvertraut! Helft mir, unter so schwierigen Umständen das Heil des Staats zu befestigen! Ich erwarte es von der National-Versammlung.“

Dann fügte er mit einem Tone der rührendsten Güte hinzu: „Auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen zählend, habe ich den Truppen den Befehl ertheilt, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Zugleich fordere ich Sie auf, und ermächtige Sie, diese meine Anordnungen der Hauptstadt kund zu thun.“

Der König schloß jetzt seine Rede, die, schon von unzähligen Ausrufungen der Freude und des Enthusiasmus unterbrochen, am Schluß mit einem jubelnden Ausbruch der allgemeinsten Begeisterung begleitet wurde. Nachdem der Erzbischof von Brienne mit einigen Worten den Dank der Versammlung ausgebracht, schickte sich der König an, den Saal zu verlassen. In diesem Augenblicke erhoben sich sämtliche Anwesende, um den Schritten des Königs zu folgen. In schweigender Ordnung gruppierte sich die ganze National-Versammlung zu einem Gefolge des Königs, und begleitete ihn auf die Straße hinaus.

Der König wollte zu Fuß nach dem Schlosse zurückkehren. Hinter ihm schritt die National-Versammlung in bewegten, freudigen Reihen. Die hinreißende Bedeutung des Augenblicks schien selbst die Unwilligsten und Abgeneigtesten überwunden zu haben. Eine unendliche Volksmasse, die vor der Thür des Saales gestanden, und auf den Ausgang des unerhörten Ereignisses geharrt, und die jetzt plötzlich den König in der Mitte der ganzen National-Versammlung einerschreiten sah, schloß sich dem Zuge in jauchzender Entzückung und mit unaussprechlichem Jubelgeschrei an. Die Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!“ vermählten sich zu einem wunderbar harmonischen Einklang, der weithin die Luft durchzitterte. Auf der Place d'armes standen die Gardes du Corps, die Schweizer und die französischen Gardes schlagfertig aufgestellt. Aber auch sie wurden von dem allgemeinen Freudenrausch ergriffen, als sie jetzt die nie erblickte Prozession sich hinüber bewegen sahen. Die Rufe, welche heut die glückliche Vereinigung des Königs mit seinem Volke feierten, begegneten sich jetzt mit dem schmetternden Klange der Fanfaren und dem Wirbeln der Trommeln und Trompeten, die mächtig und festlich emporrauschten.

Auf dem großen Balcon des Schlosses von Versailles stand die Königin, welche die Rückkehr des Königs erwartete. Die tausendstimmigen Rufe für Ludwig XVI. und die Nation, hatten Marie Antoinette, die in trübem, ahnungsvollem Sinnen und Harren in ihrem Cabinet zurückgeblieben war, auf den Balcon hinausgelockt. Sie

hielt den Dauphin in ihren Armen und die kleine Madame an der Hand. Ihre Augen, von denen eben die schweren Schleier unendlicher Traurigkeit gewichen waren, richteten sich jetzt mit einem aufflammenden Ausdruck des Glückes auf die unübersehbare, jauchzende Volksmenge, welche sich den Zugängen und Höfen des Königsschlusses näherte, und an deren Spitze sie mit zärtlicher Freude ihren Gemahl, den König, mit einem Ausdruck von Heiterkeit, wie sie ihn lange an demselben nicht gesehen, erkannte.

Als der König jetzt seiner Gemahlin ansichtig ward, beeilte er sich, den Hut abzunehmen, und freundlich zu ihr empor zu grüßen.

Aber nur wenige von den Deputirten folgten dem königlichen Beispiel und stumm, ohne Gruß, ohne Zurufungen blickten die sie zu der Königin empor.

Marie Antoinette erblickte und trat mit ihren Kindern von dem Balcon zurück in den Saal.

„Es ist vorbei,“ sagte sie mit hervorstürzenden Thränen, „vorbei mit allen meinen Hoffnungen. Die Königin von Frankreich ist für immerdar die ärmste und unglücklichste Frau in Frankreich, denn sie wird nicht geliebt, sie wird verachtet!“

Zwei weiche Kinderarme legten sich um ihren Nacken, und mit schmerzsuchendem Angesicht, mit Thränen in den großen blauen Kinderaugen schaute der Dauphin in seiner Mutter bewegtes Antlitz.

„Mama Königin,“ flüsterte er, sich innig an sie schmiegend, „Mama Königin, ich liebe Dich, und alle Menschen lieben Dich, und mein lieber Bruder im Himmel betet für Dich!“

Die Königin preßte mit einem lauten Schmerzensschrei, der sich wider ihren Willen ihrer gequälten Brust entrang, den Sohn an ihr Herz und bedeckte sein Haupt mit ihren Küssen.

„Liebe mich, mein Sohn, liebe mich,“ flüsterte sie schluchzend, „und möge Dein Bruder im Himmel für mich beten, daß ich bald erlöst werde von den Qualen, die ich erdulde!“

Aber als man jetzt draußen die Stimme des Königs vernahm, der mit freundlichen Worten seine Begleitung verabschiedete, trocknete Marie Antoinette hastig ihre Thränen, und indem sie den Dauphin aus ihren Armen niederließ, flüsterte sie ihm zu: „Sage dem Papa König nicht, daß ich geweint habe!“

Und in ihrer gewohnten stolzen Haltung, mit einem Lächeln auf den zuckenden Lippen, ging sie dem Gemahl entgegen. —

Als der spätere Abend herandunkelte, sah man mehrere Reisewagen, die stark bepackt und dicht verschlossen waren, geräuschlos und eilig aus den inneren Höfen des Schlosses herausfahren, und die Richtung nach der Landstraße einschlagen.

In diesen Wagen saßen der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, der Prinz Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog

von Englien, die sich anschickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlassen.

Ludwig XVI. war den Beängstigungen seines Bruders, des Grafen von Artois, selbst mit dem Rath entgegengekommen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, und im Auslande hoffentlich bald eine ruhigere und glücklichere Zeit für seine Rückkehr zu erwarten.

Die übrigen Prinzen, obwohl sie von der Volkswuth nicht so bedroht waren, wie der Graf von Artois, dessen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten sich, mit Ausnahme von Monsieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieser Flucht angegeschlossen.

Am andern Tage folgten ihnen zunächst die neuen Minister, die, dem Andrängen der Nationalversammlung jezt nachgebend, die Entlassung von ihren Stellen bei dem Könige eingereicht, sich aber dann nicht mehr für sicher in der Nähe der noch von unberechenbaren Stürmen erfüllten Hauptstadt gehalten hatten.

Aber noch ein anderes und für die Königin schmerzlicheres Opfer mußte dem Haffe des Volkes und dem feindlichen Andrängen der Nationalversammlung gebracht werden. Marie Antoinette fühlte das, und sie selber hatte den Muth, es auszusprechen: ihre Freunde, die Polignacs, mußten entfernt werden! In all den Brochüren und Libellen, welche man gegen die Königin richtete, und welche Herr von Brienne pflichteifrig ihr überbrachte, war es eine der großen Beschuldigungen, welche man gegen sie schleuderte, daß die Königin ihren Günstlingen ungeheure Summen von den Einkünften des Staates zugewandt habe, daß die Herzogin Julie, als Gouvernante der Kinder von Frankreich, und ihr Gemahl, der Herzog von Polignac, als Großstallmeister, ein Jahresgehalt von zwei Millionen Francs bezögen, daß die ganze Familie Polignac zusammen beinahe sechs Millionen Francs jährlicher Einnahmen von den Staatssteuern bezogen hätten.

Marie Antoinette wußte, daß das Volk die Polignacs deshalb haßte, und sie wollte wenigstens ihre Freunde sicher stellen.

In derselben Stunde, in welcher die Brüder des Königs und die Prinzen des königlichen Hauses Versailles verließen, um zu entfliehen vor dem Geiste des Volkes, waren der Herzog und die Herzogin von Polignac zur Königin berufen worden, und Marie Antoinette hatte ihnen mit zitternder Stimme gesagt, daß auch sie fliehen, auch sie in dieser Nacht noch sich entfernen müßten.

Aber die Herzogin sowohl, als ihr Gemahl wiesen die Zumuthung der Königin fast mit Indignation zurück. Die sonst so sanfte ruhige Herzogin Julia zeigte heute zum ersten Male ihrer königlichen Freundin eine glühende Zuneigung, eine rückhaltlose Zärtlichkeit.

„Laß uns bei Dir bleiben, Marie,“ schluchzte sie, die beiden Arme um den Hals der Königin schlingend.

„Stoße mich nicht von Dir. Ich reise nicht fort. Ich will Deine Gefahren theilen, will für Dich sterben, wenn es sein muß!“

Aber Marie Antoinette fand jezt in ihrer großen Liebe die Kraft, den Bitten der Freunde zu widerstehen, die Kraft, die Thränen zurückzuhalten, welche aus ihrem Herzen emporstiegen, und sich den Armen der Freundin zu entziehen.

„Es muß sein,“ sagte sie. „Im Namen unserer Freundschaft beschöre ich Dich, Julia, reise sogleich ab, wenn Du nicht willst, daß ich sterben soll vor Angst um Dich! Noch ist es Zeit, Dich und die Deinen der Wuth meiner Feinde zu entziehen! Sie haßen Dich ja nicht um Deiner Selbst willen, und wie wäre es auch möglich, meine Julia zu haßen, es geschieht ja um meinwillen, und weil sie mich verabscheuen, daß sie auch meine theuerste Freundin verfolgen werden. Gehe also, Julia, Du darfst nicht das Opfer Deiner Anhänglichkeit und Freundschaft für mich sein!“

„Nein, ich bleibe,“ sagte die Herzogin heftig. „Nichts soll mich von meiner Königin trennen!“

„Herzog,“ bat die Königin, „so sprechen Sie doch, so sagen Sie doch, daß es nothwendig ist, daß Ihr flieht!“

„Majestät,“ erwiderte der Herzog ernst, „ich kann nur wiederholen, was Julia gesagt: nichts soll uns von unserer Königin trennen! Haben wir in den Tagen des Glückes die Gnade genossen, in der Nähe der Majestäten sein zu dürfen, so müssen wir es jezt als die höchste Gunft beanspruchen, auch in den Tagen des Unglücks an Ihrer Seite sein zu dürfen!“

Eben öffnete sich die Thüre und der König trat ein.

„Sire,“ rief ihm die Königin entgegen, „helfen Sie mir doch, diese edlen Menschen, diese treuen Freunde zu überzeugen, daß sie uns verlassen müssen!“

„Die Königin hat Recht,“ sagte Ludwig traurig, „Sie müssen sofort abreisen. Unser Unglück zwingt uns, daß wir alle Diejenigen, welche wir lieben und achten, von uns entfernen! Ich habe soeben meinem Bruder Lebewohl gesagt, jezt sage ich es auch Ihnen! Ich befehle Ihnen, abzureisen! Beklagen Sie uns, aber verlieren Sie keine Minute Zeit. Reisen Sie ab, nehmen Sie Ihre Kinder, Ihre Dienerschaft mit sich. Rechnen Sie zu allen Zeiten auf mich. Wir werden uns in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren wiedersehen, und dann werden Sie Beide Ihre Stellen wieder einnehmen. Leben Sie wohl! Noch einmal, ich befehle Ihnen, abzureisen!“

* Des Königs eigene Worte. Diese ganze Abschiedsscene ist genau historisch nach den übereinstimmenden Mittheilungen von Montjoie in seiner Histoire de Marie Antoinette. — Campan: Mémoires II. — Weber: Mémoires I.

Und da der König fühlte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und seine Stimme zitterte, grüßte er die Freunde jezt mit einem stummen Kopfnicken und entfernte sich eilig.

„Sie haben gehört, was der König befehlt,“ sagte Marie Antoinette lebhaft, „Sie werden es nicht wagen, ihm ungehorsam sein zu wollen. Hören Sie nur noch dies: auch ich, die Königin von Frankreich, ich befehle Ihnen, abzureisen, und zwar in dieser Stunde noch!“

Der Herzog verneigte sich tief vor der Königin, die mit bleichen Wangen, aber hochaufgerichtet und stolz, da stand.

„Majestät haben befohlen,“ sagte er. „Uns ziemt es, zu gehorchen. Wir werden reisen!“

Die Herzogin sank mit einem lauten Schmerzensschrei vor der Königin auf ihre Knie nieder und barg ihr von Thränen umfluthetes Angesicht an der Robe der Königin.

Marie Antoinette regte sich nicht, wagte nicht, zu sprechen, sie wußte, daß mit dem ersten Worte, welches sie sprach, auch der Jammer ihres Herzens mit lautem Schluchzen von ihren Lippen tönen werde, und sie wollte gefast bleiben, sie wollte die Freundin nicht sehen lassen, wie schwer ihr das Opfer ward, welches sie ihr darbrachte aus Liebe.

„Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben,“ flehte die Herzogin, „stoßen Sie mich nicht von sich, Marie, meine Marie!“

Die Königin wandte ihre großen Augen aufwärts, und ihre Blicke flehten zu Gott, ihr Kraft und Stärke zu geben, ihr Standhaftigkeit zu verleihen. Zwei Mal dann versuchte sie zu sprechen, zwei Mal versagte ihr die Stimme, und sie schweig und rang mit ihrer Dual, und — überwand sie!

„Julia,“ sagte sie, und nach jedem Worte, welches sie sprach, ward ihre Stimme fester und klangvoller, „Julia, wir müssen uns trennen. Ich würde doppelt unglücklich sein, wenn ich Dich und die Deinen hineinjöge in unser Unglück, es wird in allen Leiden ein Trost für mich sein, Dich gerettet und in Sicherheit zu wissen. Ich sage nicht, wie der König, „in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren werden wir uns wiedersehen,“ denn ich glaube nicht mehr an glücklichere Tage, wir werden die Gefahren nicht bestehen, sondern in ihnen untergehen. Ich sage: Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so dort oben, in einer besseren Welt! Kein Wort weiter! Ich kann es nicht ertragen! Die Freundin wird Dich ewig beweinen! Die Königin befehlt Dir, sofort abzureisen! Lebe wohl!“

Sie reichte ihr fest die Hand, sie hatte keinen Blick mehr für die Freundin, die weinend und schluchzend zu ihren Füßen lag, sie grüßte den Herzog nur mit einer Handbewegung, wandte sich hastig um und eilte in das anstoßende Gemach, und weiter dann durch die

nächsten Zimmer bis nach ihrem Toilettenzimmer, in welchem Frau von Campan sie erwartete.

„Campan,“ rief sie mit schmerzlichen Jammer-tönen, „Campan, es ist geschehen! Ich habe meine Freundin verloren! Ich werde sie niemals wiedersehen! Schließen Sie die Thüre, schieben Sie den Riegel vor, damit sie nicht hieher kommt, ich — ach, ich sterbe!“

Und die Königin sank mit einem tiefen Wehelaute ohnmächtig zusammen.

Um Mitternacht fuhren zwei hochbepackte Wagen aus den inneren Höfen des Schlosses. Es waren die Polignacs, welche in denselben saßen, welche in dieser Nacht Frankreich verließen, um sich nach der Schweiz zu flüchten.

Im ersten Wagen saß die Herzogin Julia von Polignac mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter. Zwei Briefe hielt sie in ihrer Hand. Beide hatte Frau von Campan eben, da die Herzogin in den Wagen stieg, ihr im Namen der Königin überbracht.

Der eine war von der Königin an den Minister Necker gerichtet, welcher sich nach seiner Entlassung nach Basel zurückgezogen hatte. Da die National-Versammlung, die Clubs, das ganze Volk von Paris die Rückberufung Neckers begehrten, und ihn für den einzigen Mann erklärten, welcher die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen vermöchte, hatte die Königin selber den Gemahl bewogen, den ihr wiederstrebenden Minister wieder zu seinem Finanzminister zu ernennen. Der Brief der Königin, welchen die Herzogin Julia an Necker überbringen sollte, enthielt seine Rückberufung, welche die Königin selber in schmeichelhaften Worten ihm ankündigte.

Der zweite Brief war ein letztes Abschiedswort der Königin an ihre Freundin Julia, ein letzter Ausschrei ihres Herzens.

„Lebe wohl,“ lautete er, „Lebe wohl, zärtlich geliebte Freundin! Wie fürchterlich dieses Scheidewort ist! Aber es ist nothwendig! Lebe wohl! Ich umarme Dich im Geiste! Lebe wohl!“

Der fünfte Oktober 1789.

Der Morgen dämmerte herauf. Ein windiger Oktobermorgen, der mit dicken Wolken die Sonne umgab, so daß sie erst spät und trübe den Tag und das Licht aufgehen ließ über Paris, als fürchte sie das zu sehen, was sich dort auf den Straßen und Plätzen begab. Die Pariser Nationalgarde, von den Marmzeichen der Trommeln und den Fanfaren der Trompeten und Hörner zusammengerufen, versammelte sich in